



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Flathe, Th.: Klosterleben im Mittelalter : Schluß aus voriger Nummer.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

darin seine Erklärung findet, daß Alabama 1813 noch der spanischen Krone gehörte.

Mobile ist nächst Neuorleans der wichtigste Hafen der Union am Golf von Mexiko. Es verschifft jetzt schon mehr Baumwolle nach den Nordstaaten und Europa als Charleston und Savannah und wird vermuthlich in kurzer Zeit beide Handelsplätze auch in andern Beziehungen überflügeln. Es führt nicht nur die Baumwolle von ganz Süd- und Mittelalabama aus, sondern auch die der südöstlichen Counties des benachbarten Mississippi, da dieses am Golf keinen guten Hafen besitzt, während Mobile wie zum Stapelplatz für die Erzeugnisse jener Landstriche geschaffen ist. Der Mobilefluß, an dessen Mündung es liegt, ist eine Vereinigung der beiden Hauptströme des Staates: des Alabama und des Tombigby, die sammt ihren Nebenflüssen, dem Coosa und dem Black Warrior, bis 400 englische Meilen aufwärts schiffbar sind, sich vielfach winden und an ihren Ufern das fruchtbarste Land haben. Die Bai von Mobile ist zwar in der unmittelbaren Nähe der Stadt leicht, aber man hilft sich, indem man etwa eine deutsche Meile südlich Anker wirft und die Waaren mit Leichtbooten an oder von Bord bringt. Mobile wird von den Forts Morgan und Hurst Castle, die auf einer flachen, die Bai vom offenen Meer trennenden Landzunge liegen, sowie von einem Thurm an der Durchfahrt zwischen der Dauphine- und der Horninsel vertheidigt.

Von den übrigen Orten Alabamas heben wir nur noch Tuscaloosa hervor, welches früher die Hauptstadt des Staates war und etwa 4500 Einwohner hat. Man sieht, der Süden ist eben nicht das Land der großen Städte.

Klosterleben im Mittelalter.

Schluß aus voriger Nummer.

Machen wir von der Mönchsliteratur einen Rückschluß auf die Schulen, aus denen ihre Vertreter hervorgegangen waren, und die wiederum unter ihrer Obhut standen, so werden wir keine sehr hohe Vorstellung von ihnen gewinnen. Mit den meisten Klöstern und so auch mit dem Petersberger, waren Schulen verbunden; zum Theil wurden in denselben die Novizen unterrichtet, die später als Mönche in das Kloster selbst eintreten sollten, anderentheils wur-

den sie aber auch von den Söhnen selbst reicher und hochgestellter Laien besucht, aber nur wenige unter ihnen können als Pflanzstätten wissenschaftlicher Bildung gelten, ja wollten wir den Maßstab der Gegenwart anlegen, so würden die wenigsten den Vergleich auch nur mit unseren Elementarschulen aushalten. Was diese Schulen eigentlich erstrebten und leisteten, das lehrt uns die Stiftungsurkunde des St. Arafkosters bei Meissen, in welcher es heißt: „es solle daselbst auch eine Schule von zwölf weltlichen Knaben gehalten werden, damit der Gottesdienst mit Feierlichkeit begangen werden könne.“ — Schon Karl der Große hätte gern die Klöster zu größerer wissenschaftlicher Bedeutung gebracht. „Es sei Ew. Frömmigkeit bekannt,“ läßt er sich in einem Rundschreiben an die Bischöfe und Aebte seines Reiches von 787 aus, „wie wir es für nützlich erachtet haben, daß die unserer Regierung anvertrauten Bischofsitze und Klöster außer einem der Ordensregel entsprechenden Lebenswandel und der Uebung der heiligen Religion ihren Fleiß auch auf die Beschäftigung mit den Wissenschaften und der Unterweisung Derjenigen richten, die vermöge der Gabe Gottes lernen können, nach der Fähigkeit eines Jeden. Denn da uns in den letzten Jahren von verschiedenen Klöstern öfters Schreiben zukamen, in denen angezeigt wurde, wie die in denselben wohnenden Brüder mit frommen und heiligen Gebeten für uns streiten, so haben wir aus den meisten Schreiben ihren guten Willen sowol als ihre ungebildeten Reden erkannt, denn was die fromme Demuth innerlich treu eingab, das konnte äußerlich wegen des vernachlässigten Unterrichts die ungebildete Sprache nicht ohne Fehler ausdrücken. Darum kam die Befürchtung in uns auf, es möchte, wie die Kunst des Schreibens eine geringe war, so auch die zum Verständniß der heiligen Schriften nöthige Bildung sein. Daher ermahnen wir Euch, nicht allein Eure wissenschaftliche Bildung nicht zu vernachlässigen, sondern auch das Ziel eures Lernens darauf zu richten, daß Ihr leichter und richtiger in die Geheimnisse der göttlichen Schriften eindringen könnet.“ — Den Ruf großer Gelehrsamkeit genossen frühzeitig die Klosterschulen zu St. Gallen, wo der berühmte Notker Lehrer war, und zu Fulda, aber wahrhaft wissenschaftlicher Geist ist in Deutschland erst mit der Gründung der Universitäten erwacht.

Wollen wir das Bild von der Lebensweise der Mönche vervollständigen, so bleibt uns noch übrig, einige Worte über die Klosterkost hinzuzufügen. Auch in Speise und Trank forderte die Regel strengste Einfachheit, aber ein Mönch ißt und trinkt so gern etwas Gutes wie ein weltlicher Mensch, und je strenger das Verbot, desto stärker reizt es die Begierde. Wenn wir in den Lebensbeschreibungen ausgezeichnete Geistlicher immer hervorgehoben finden, mit wie kümmerlicher Nahrung sie sich begnügt, und wie sie nichts über ihre heiligen Lippen gebracht haben als Wurzeln und Quellwasser, oder höchsten dürres Schwarzbrod, so lassen grade diese Lobeserhebungen durchschimmern,

daß die große Mehrzahl die Gaben Gottes wol zu würdigen wußte. Sieß es auch nicht zu viel fordern, wenn diejenigen, die zuerst dem Boden durch sorgsamere Bestellung edlere Früchte abzugewinnen verstanden, sich nicht einmal selbst den Genuß davon gönnen sollten? An den sonnigen Geländen der Klostergärten reiften bereits feine Obstsorten, als die profane Welt sich noch an Haferbrei genügen ließ; die Klöster waren es, die in vielen Gegenden Deutschlands den Weinbau einbürgerten. Der Rauigkeit des Klimas Trotz bietend betrieben sie ihn noch ziemlich weit jenseits der Linie, bis zu welcher heutigen Tages trinkbarer Rebensaft gebaut wird, so daß der Gaumen des damaligen Geschlechts gegen ein saures Gewächs wol minder empfindlich gewesen sein muß als der unsrige, der schon gegen den Meißner und Naumburger einige Vorurtheile hegt. Der Petersberg besaß drei von seinen eignen Pröbsten angelegte Weinberge, die einen stattlichen Ertrag lieferten denn eine Ernte von 50 bis 60 Fudern galt als eine geringe, und da das gewöhnliche Getränk der Mönche nur Bier war, welches von den Knechten des Klosters selbst gebraut wurde, so löste der Probst aus dem Verkauf des überflüssigen Weins eine schöne Einnahme. Markgraf Dietrich von Meissen kaufte ihnen denselben regelmäßig ab, und im Jahre 1219 erreichte das Kloster von dem Fürsten Heinrich von Anhalt dafür, daß es ihm jährlich zwei Fuder Wein verschrieb, die Immunität einer dem Kloster gehörigen Kirche.

Aber auch ihre Landgüter überhaupt erhoben die Klöster zu Musterwirthschaften für ihre Zeit, und je sorgfältiger der Anbau derselben war, desto besseren Ertrag lieferten sie dann für das Refectorium! Dem Probst Rudolf vergaßen es die Petersberger Mönche nie, daß sie seiner trefflichen Verwaltung und den von ihnen angekauften schönen Weizenfeldern besseres Brod und Bier verdankten, und dem Probst Walther rühmt der Chronist nach, daß er auf dem einen Klostergute den Bestand des Großviehes auf 150 Stück brachte, sodasß es manchen schönen Braten in die Klosterküche liefern konnte. Freilich blieben Fleischspeisen nur auf gewisse Tage beschränkt, aber gerade unser Kloster genoß in dieser Beziehung einer besondern Vergünstigung. Von einer Reise nach Rom brachte nämlich im Jahre 1201 der Probst eine päpstliche Bulle mit, welche dem Kloster mit Rücksicht auf seine hohe Lage, die die Beschaffung von Fischen an den Festtagen erschwerte, die Erlaubniß erteilte, „da es doch zu viel verlangt sei sich nach dem Fleisch auch noch der Fische zu enthalten“, an gewissen Tagen Fleisch zu essen, „doch nicht zur Sättigung, sondern nur soweit nothwendig“, eine Clausel, die nicht immer im strengsten Sinn genommen worden sein mag. Dafür begrüßte auch den heimkehrenden Probst der ganze Convent mit freudestrahlenden Gesichtern. Es zeugt auch nicht eben für große Einschränkung, daß der Laienbruder,

welcher die Aufsicht über ihre Küche führte, mehre Köche unter sich hatte, noch können die Fasten sehr lästig gewesen sein, an denen der Kellermeister den Brüdern bis auf zehn Gerichte verschaffte; auch mußten sich die Mönche zu helfen, wenn ihnen der gewöhnliche Tisch nicht behagte: sie schossen dann Geld zusammen und requirirten dafür aus der Umgegend die Bestandtheile einer soliden Mahlzeit.

Dafür kamen aber auch mitunter schlimme Zeiten für die Mönche; im Jahre 1218 lastete eine Theuerung so schwer auf der ganzen Umgegend, daß sie, wie der Chronist mit Schaudern erzählt, einmal sogar aus Mangel an Brod ungeessen zu Bett gehen mußten. Hatten sie früher gemurt, wenn ihnen einmal Roggenbrod vorgesetzt wurde, so mußten sie jetzt Gersten- und Haferbrod essen lernen, und der ganze Unterhalt war so knapp, daß sie — es ist schrecklich zu sagen — an Festtagen mehr als einmal weiter nichts als in Bier aufgeweichtes Brod oder warme Hefe bekamen, ein Gericht, über das, wenn es nicht Hefenklöße waren, es schwer sein möchte eine deutliche Anschauung zu gewinnen.

Wenn sich die Mönche Ausschreitungen der oben erwähnten Art gestatteten, so gehörte dies allerdings schon zu den Vorboten eines beginnenden Verfalls, die sich bald in bedenklicher Weise mehrten. Nicht den kleinsten Theil der Schuld daran trug der Mangel an ausgezeichneten Vorstehern. Das Recht, diese zu wählen, stand zwar dem Convent der Mönche allein zu, aber wie so oft unter ähnlichen Verhältnissen, gaben nicht hervorragende Befähigung und Tüchtigkeit, sondern meist äußerliche Rücksichten dabei den Ausschlag, oder es machte sich ein fremder Einfluß geltend, der selbst List und Betrug nicht verschmähte, um sein Ziel zu erreichen. Im Jahre 1151 hatten die Mönche einen Canonicus Arnold zu ihrem Oberhaupte gewählt, gegen den Wunsch des Markgrafen Kornrad, der lieber einer gewissen Ekkehard zu dieser Würde erhoben gesehen hätte. Der Erzbischof Wichmann wußte Rath. Als der Neugewählte zu ihm nach Siebichenstein kam, um aus seiner Hand die Bestätigung zu erhalten, stellte er ihm vor, daß der Markgraf seine Wahl nicht gern sehe, und rieth ihm, er möge zum Scheine seine Unzulänglichkeit zu dem Amte und seine Bereitwilligkeit, es niederzulegen, erklären, das werde ihm des Markgrafen Wohlwollen gewinnen und derselbe dann weiter keinen Einwand gegen seine Bestätigung erheben. Ohne Arg folgte Arnold dem Rathe, sogleich aber erklärten die beiden Fürsten ihre hohe Befriedigung über seinen Entschluß und Ekkehard erhielt das Amt. Aber gerade unter diesem nahm der Verfall der Zucht rasch überhand, zumal da er in den letzten fünf Jahren seines Lebens der Hinfälligkeit seines Körpers zu Liebe eine Privatwohnung außerhalb des Klosters bezog. Sein Nachfolger hieß Walter. Während dieser im Jahre 1199 in Geschäften des Markgrafen vom Kloster abwesend war, fand ein Theil der

Mönche eines Tages das gewöhnliche Getränk nicht nach ihrem Geschmack, sie erbrachen mit Gewalt den Keller und zapften für sich und wer sonst davon haben wollte, Wein zum Mittags- und Abendbrod. Während sie nun in der folgenden Nacht ihren Rausch verschliefen, kam Feuer aus und legte einen großen Theil der Klostergebäude in Asche. Der Probst wagte bei seiner Heimkehr nicht einmal die Uebertreter des Gesetzes zu strafen theils wegen ihrer großen Anzahl, theils aus Furcht vor der vornehmen Verwandtschaft desjenigen, der der Rädeßführer gewesen war. „Dem Verlust der Gebäude folgte ein solcher Ruin der Sitten, daß man mit Recht hätte sagen können, die Religion sei mit dem Kloster verbrannt.“

Eben jener Anstifter des Weinraubes, er hieß Dietrich, sollte aber dem Kloster noch viel Schlimmeres zufügen. Aus einer vornehmen Adelsfamilie abstammend, — sein Bruder war Probst in Merseburg, seine Vettern gehörten zu den Ministerialen der Umgegend, — war er von Jugend auf von den Prälaten und Lehrern nachsichtiger behandelt worden, hatte einen gewissen Dünkel eingesogen und fing nun an sich gegen seine Vorgesetzten ungehorsam zu zeigen und einen gefährlichen Ehrgeiz zu entwickeln. Um sich einen Anhang zu verschaffen, schalt er auf die schlechte Verwaltung und ließ bei Gelegenheit fallen, wie ganz anders es sein sollte, wenn er Probst wäre. Wurde einer von den Mönchen wegen irgend eines Vergehens bestraft, so legte er recht augenfällig seine Theilnahme für ihn an den Tag und wußte ihm verbotene Speisen und Getränke zu verschaffen, kurz er spielte im Kloster den Demagogen; auch nicht ganz ohne Erfolg, denn nach Probst Rudolfs Tode im Jahre 1268 fielen drei Stimmen auf ihn, zwar wenig, aber genug, um ihm Anlaß zu einer heftigen Agitation gegen den von der Mehrzahl gewählten Probst Johannes zu geben. Er gewann sogar den Erzbischof Albrecht von Magdeburg und den Vogt des Klosters, damals Markgraf Konrad von Landsberg für sich, aber Markgraf Dietrich von Meißen, an den sich die andere Partei gewendet hatte, verwies ihn peremptorisch zur Ruhe. Aber das Uebel war einmal geschehen, der offene Zwiespalt im Kloster ausgebrochen. Zwar kam es hier nicht so weit wie im Kloster Pögau, wo um dieselbe Zeit die Mönche ihren Abt vergiften wollten, bloß weil er sie nicht nach Belieben verbotene Dinge treiben lassen wollte, doch ging Dietrich und sein Anhang auf alle Weise darauf aus dem Probst das Leben zu erschweren, und andererseits ließen es auch dessen Anhänger nicht an Leidenschaftlichkeit fehlen. Zuletzt vermaß sich jener sogar eine Beschwerde über den Probst an den Markgrafen Dietrich, den nunmehrigen Vogt, zu bringen. Die Untersuchung, die derselbe hierauf in Person und in vollem Capitel anstellte, ergab freilich die Haltlosigkeit der erhobenen Anklagen, doch lehnte er es ab, gegen die Unruhbestifter, wie der Probst verlangte, einzuschreiten, überließ es ihm vielmehr, selbst das

Weitere gegen seine Untergebenen zu thun. Sonach verfuhr auch der Probst, verhängte die Excommunication über sie und verbot, ihnen ferner Lebensmittel zu reichen. Trotzig verließen sie das Kloster, mußten sich aber doch zuletzt demüthigen und Dietrich selbst barfuß und in schwarzer Büßerkutte Verzeihung erbitten, bevor er wieder ins Kloster aufgenommen wurde; doch suchte man ihn dadurch unschädlich zu machen, daß man ihm die Kirche zu Eilenburg übertrug und ihn dadurch aus dem Kloster entfernte.

Diese Vorfälle hatten den Probst Johannes so angegriffen, daß er erkrankte und in Erwartung des Todes die letzte Delung empfing. Sein Körper bedeckte sich mit Beulen, seine Nase wurde schwarz und löste sich zuletzt ganz und gar ab. Dietrich war auf die Nachricht von dem rettungslosen Daniederliegen seines Gegners aus Eilenburg herbeigeeilt, um diesmal sich die Wahl bei Zeiten zu sichern. Da hätte fast eine unerwartete Genesung des Probstes seine Hoffnung abermals vereitelt; es gewann den Anschein, als würde derselbe mit Verlust der Nase am Leben bleiben. Voll Unmuth über ihre Täuschung singen nun seine Widersacher an, ihm das zum Vorwurf zu machen, und erklärten, sie möchten keinen Probst ohne Nase haben. Da beugte zum Glück nach drei Tagen der Tod des Probstes weiterem Streit vor.

Aber über die Wahl entbrannte er von Neuem. Diesmal stimmte die Mehrzahl für Dietrich, eine andere widersetzte sich seiner Erhebung. Nun kam der Bischof von Merseburg auf den Petersberg, um zwischen ihnen zu vermitteln, aber vergeblich. Ohne auf ihn zu hören, stürmten Dietrichs Anhänger unter Mißachtung aller Ordnung und der dadurch bei solcher Gelegenheit gebotenen feierlichen Procession in die Kirche, stellten, um nicht überfallen zu werden, Wachen an die Thüren, verstärkten sich durch die Klosterschüler, deren Magister zu ihnen gehörte, ein Laienbruder trat an das Pult, stimmte für den Neugewählten den Lobgesang an, und so wurde Dietrich vor dem Altare als Probst präsentirt. Unter solchen Umständen hielt der Bischof seine Einnischung für überflüssig, sowie er sich daher von dem ihm zu Ehren gegebenen Festmahl erhoben hatte, verließ er das Kloster. Des nunmehrigen Probstes erste Maßregel aber war, daß er sich durch Entfernung des bisherigen Kellermeisters und die Einsetzung eines ihm ergebenen, sich die freie Disposition über Küche und Keller und damit das wirksamste Mittel, um den Gehorsam des Convents zu erzwingen, sicherte.

Aber Markgraf Dietrich hatte von diesen wüsten Vorgängen Kunde erhalten und forderte deshalb sowol den Probst als auch Abgeordnete der Gegenpartei nach Leipzig vor sich, um die Sache zu untersuchen. Doch auch hier verstand es der erfindungsreiche Probst, den Sinn des Markgrafen theils durch den Einfluß seiner mächtigen Verwandten, theils durch andere Mittel zu seinen Gunsten umzustimmen. Der Markgraf schuldete nämlich dem Kloster noch 300

Mark für 40 Fuder Wein: Dietrich quittirte darüber, „daß er aber weder vorher noch nachher sie bezahlt und daß der Probst sie niemals eingetrieben, ist gewiß.“ Der Markgraf scheint die ganze Sache mehr von der humoristischen Seite aufgefaßt zu haben. Wenigstens zeigte er bald darauf einem aus seiner Umgebung scherzweise 60 Mark, „die habe er für die Probstei auf dem Petersberge empfangen“; es kam selbst heraus, daß auch seine Gemahlin und seine Rätthe Geschenke genommen hatten. Freilich Dietrichs Bruder, der Probst in Merseburg, verstand als ein gelehrter und kluger Mann, der er war, alle Vormürfe kurz abzuweisen: „nicht die Probstei, nur die Gunst des Markgrafen habe sein Bruder durch Geld erworben.“

Was Wunder, daß bei so bewandten Umständen die Eintracht nicht in das Kloster zurückkehren wollte. Auf die Gunst des Markgrafen pochend beinträchtigte Dietrich seine Gegner wo er nur konnte, während er den Beistand seiner Anhänger durch die sträflichste Nachsicht gegen ihre Ausschweifungen erkaufte, wodurch denn das Kloster bald in der ganzen Gegend in den übelsten Ruf kam. Die Mönche saßen ganze Nächte hindurch beim Würfel- und Brettspiel, Gäste kamen herauf, um dabei Gesellschaft zu leisten, und die Mönche können auch nicht dürftig mit Geld versehen gewesen sein, da manche von ihnen in einem Jahre 15, 20, ja 30 Mark verspielten. Dabei ging es mit der Verwaltung rückwärts, der Mangel, der sogar eintrat, stimmte schlecht zu Dietrichs frühern Versprechungen. Zuletzt artete die Zwietracht in förmliche Thätlichkeiten aus, bei denen man sich der Steine und Knüttel bediente und wobei die Gegner des Probstes die Verwirrung benutzten, um ein paar dem Hospiz gehörige Pferde zu entführen. Als sie dann ins Kloster zurück wollten, fanden sie das Thor verschlossen, sie wußten sich aber zu helfen: einer kletterte über die Mauer, öffnete von innen und ließ die übrigen herein. Nunmehr wendeten sie sich mit einer förmlichen Beschwerdeschrift an den Markgrafen: „der Probst habe ohne Einwilligung des Convents Grundstücke des Klosters verkauft, Wälder umgehauen und beim Weinverkauf Unterschleif getrieben; sie rechneten ihm nach, daß er binnen acht Jahren neben den regelmäßigen Einkünften des Klosters durch den Verkauf des Weines und anderer Producte sowie an geliehenen Geldern wenigstens 3650 Mark eingenommen habe und trotzdem herrsche Mangel am Nöthigsten, so daß die Priester oft ohne Hosen und Hemden am Altare administriren müßten.“

Ehe noch die Entscheidung des fürstlichen Vogtes einlief, übte der Probst eine neue Tücke. Er verhängte über die Theilnehmer an jenem Tumulte strenge Strafen, und als jene sich rechtfertigen wollten, gebot er ihnen drohend Schweigen, mit der Frage, ob sie sich der Strafe ohne Weiteres unterwerfen wollten? Auf ihre Weigerung zieht der Probst plötzlich eine hinter seinem Rücken verborgen gehaltene Stola hervor und ehe jene noch in ihrer Ueberraschung da-

ran denken zu appelliren, hat er schon die Excommunication über sie ausgesprochen und den übrigen Brüdern alle und jede Gemeinschaft mit ihnen verboten.

Die Sache gelangte endlich bis vor die höchste Instanz, den Papst, und dieser beauftragte drei Aebte aus der Nachbarschaft mit der Untersuchung des ganzen Zerwürfnißes und ihren Bemühungen gelang es denn endlich, diesen widerwärtigen Austritten ein Ende zu machen.

Freilich ohne die Wurzel des Uebels auszurotten. Um das Vermögen des Klosters stand es so schlecht, daß der Probst den Vorschlag machte, ein Theil der Mönche solle nach andern Orten übersiedeln, stieß aber damit bei den Mönchen auf entschiedenen Widerstand, welche vielmehr meinten, vor allen Dingen möge ihr Oberhaupt den Luxus an seiner eigenen Tafel etwas einschränken. Dafür rächte dieser sich wieder auf empfindliche Weise an seinen Untergebenen. Statt einen Tag um den andern ließ er ihnen nämlich nur des Sonntags Fleisch geben und dieses in kärglichen Portionen — „das Getränk aber wurde auf verschiedene Art versetzt, nämlich manchmal mit einer Abkochung von Vorbeerbeeren, das war aber noch ein festtäglicher Genuß, sonst mit Nesselwurzeln oder ähnlichen Pflanzen, besonders aber mit einem gewissen unbekanntem Kraut, welches der Probst Myrthe nannte; aber wer nur je Myrthe gesehen hatte, der versicherte, daß das keine sei; andere erklärten es für ein tödtliches Kraut, andere für weiter nichts als Fichtenwurzeln. Dieser Trank roch aber so absonderlich, daß viele von den Mönchen lieber Wasser tranken, denn Wein setzte es auch nicht. Der schlaue Mann wußte es sogar so einzurichten, daß der Mangel am härtesten seine Widersacher traf, und die Zwistigkeiten und Gehässigkeiten, welche von Neuem daraus entsprangen, würden damals dem Kloster das nämliche Schicksal bereitet haben, dem aus den gleichen Ursachen nicht wenige andere vorher und nachher erlagen, hätte sich nicht ein päpstlicher Legat desselben angenommen, der um diese Zeit gerade in der Mark Meissen verweilte. Durch die vielen Klagen über den Verfall der Zucht auf dem Petersberg bewogen, ließ er durch den Bischof von Merseburg eine Untersuchung darüber anstellen. Erwies sich nun auch diese gegen den Probst als mehr denn nachsichtig, so hatte sie doch, — und das ist das Letzte, was uns die Chronik berichtet, — den Erfolg, daß man wieder die Regel mit größerem Eifer zu beobachten anfing und die Dinge eine bessere Gestalt gewannen. Wie vormals gingen die Mönche wieder täglich in Gemeinschaft zu den canonischen Stunden in die Kirche und keiner fehlte, als wen seine Pflicht entschuldigte, sie speisten wieder miteinander im Refectorium, hielten sich innerhalb der Klostermauern, und sobald die Besperglocke lautete, legten sie ihre Beschäftigungen bei Seite, versammelten sich im Convent, aßen dann zu Abend und begaben sich zuletzt rechtzeitig in das Dormitorium.

Allein der alte Glanz des Stiftes war unwiederbringlich dahin. Die wettinischen Fürsten hatten in Folge der vielen Theilungen, welche in diesem Hause stattfanden, ihre Vorliebe anderen Klöstern zugewendet. Nur die alten Gebäude standen noch Jahrhunderte lang als Zeugen der alten Herrlichkeit, bis die Reformation auch diesem Kloster ein Ende machte. Die letzten Mönche, die sich noch darin fanden, wurden pensionirt, das Vermögen säcularisirt und daraus ein evangelischer Pfarrer dotirt, der fortan im Chor der Stiftskirche den Gottesdienst abhielt. So blieb es bis zum Jahre 1565; da verwandelte der Bliß die Kirche in eine Ruine, welche nur soweit nothdürftig wiederhergestellt wurde, daß sie zum Gottesdienst benutzt werden konnte. Der verschwenderische Kurfürst August der Starke veräußerte das ganze Amt Petersberg für 40,000 Thlr. an Brandenburg, die Klostergebäude dienten zu Wirthschaftszwecken, bis man im Jahre 1726 einen Theil der Ruine abbrach, um am Fuße des Berges daraus ein neues Oekonomiegebäude zu bauen, worauf das verlassene Kloster zerfiel. Und dieser klägliche Zustand blieb, bis der vorige König von Preußen dessen kunstliebendem Sinne so manches denkwürdige Gebäude des Mittelalters seine Rettung von gänzlicher Zerstörung verdankt, die Ueberreste der Klosterkirche restauriren ließ, so daß sie wie ehemals in stattlicher Schönheit von der Höhe in das Land hinauschaute. Th. Flathe.

Von der preussischen Grenze.

Die Ereignisse der vergangenen Woche verdienen ernsthaftes Nachdenken. In den letzten Jahren wurde unsere deutsche Politik von Einem Gedanken oder vielmehr von Einem dunklen Gefühl bestimmt, von dem Mißtrauen gegen den Kaiser Napoleon. Dieses Mißtrauen ist vollkommen gerechtfertigt, und wir haben alle Ursache auf der Hut zu sein. Wenn wir aber nicht den Kindern gleichen wollen, so müssen wir uns bemühen, unsern Gegner zu verstehen, und es scheint fast, als ob der größere Theil unserer Politiker zu klein über ihn gedacht hat.

Der Kaiser Napoleon kam durch eine Coalition verschiedener Parteien, unter denen die ultramontane eine große Rolle spielte, an die Spitze der Republik. Man hielt ihn für eine unbedeutende Persönlichkeit, die aber gerade